



Gorka Oresa / Getty

«Ist das etwa eine Boa?!» – Unser Autor hat gelernt, wie man den Dschungel überlebt

Einmal angenommen, man stürzt im Flugzeug über dem Dschungel ab und hat das (vermeintliche) Glück zu überleben: Darauf ist man besser vorbereitet. Ein Survival-Training am Amazonas.

Maik Brandenburg

16.02.2022, 09.23 Uhr

Das Unwahrscheinliche ist nicht unmöglich. Mit anderen Worten: Es kann sein, dass ich eines Tages über dem Amazonas abstürze. Darauf will ich vorbereitet sein. Darum sitze ich jetzt in dieser Hütte auf einer Urwaldlichtung, rund 100 Kilometer Luftlinie von Manaus entfernt. Die Hütte gehört Ney, der 43-Jährige wird während der kommenden fünf Tage unseres Überlebenstrainings unser Führer sein.

Auf seinem Steg am Fluss hocken Enten, ihr Kot sei ein Leckerbissen für die Fische, sagt Ney. Die wiederum würden Kaimane anlocken, deren Augen in der Nacht wie Glühlämpchen leuchten. Manchmal fehle eine Ente, aber das sei eben der Preis dafür, dass ihm die Krokodile die Piranhas fernhalten. Schön, und was ist das da im Geäst, das wie eine . . .

«Herrje, Ney, ist das etwa eine Boa?!»

«Ach, die ist doch nur anderthalb Meter gross, ein Baby», sagt Ney, «Sie säubert das Gelände von Ratten.» Zwei junge Hunde laufen herum, die drei älteren habe der Jaguar gefressen. «Wo ist eigentlich die Katze?», fragt Ney irgendwann. Küken flitzen in einem Drahtverhau herum; der sei wegen der Ochsenfrösche, die sich gerne einmal so ein Tierchen holten. Irgendwann kommt Dominik und berichtet von der Anakondaspur, die er auf einer Sandbank gesehen hat. «Mindestens vier Meter lang», sagt Dominik.

Dominik ist Neys deutscher Geschäftspartner. Gemeinsam wollen sie Dschungelbabys wie mir die Schrecken der Amazonaswildnis beibringen – und die Angst davor nehmen. Ich frage mich, warum wir eigentlich noch raus

müssen, schon hier auf Neys Grundstück scheint das Überleben ja eher Glückssache. Dominiks Lebensmotto heisst wie seine Firma: «Lebe die Wildnis». Die meiste Zeit des Jahres ist er in europäischen Wäldern unterwegs, ein Typ, dessen letztes ziviles Bett wahrscheinlich die Wiege war.



Führer Ney mit einem der niedlichen
Gesellen des Amazonas und Freizeit-Tarzan
Dominik in Aktion.

Julian Mährlein

Zum Kurs gehört Roland, ein von allen Wettern gegerbter Dachdecker. Dabei ist auch sein Sohn Pascal, ein Jünger Schwarzeneggers, nur mit dickeren Armen. Sein Hobby ist das Herumstreifen in verlassenen Gegenden oder Gebäuden, ausserdem die Jagd. Und schliesslich Nicole. Sie hat zu Hause fünf verschiedene Rucksäcke, jeder gefüllt mit dem Notwendigsten fürs Klettern, Bogenschiessen, Wandern, Geocaching oder Survival-Training. Kurz gesagt, sie alle sind alte Wildnishelden, denen eigentlich nur noch eines fehlte: das

schwächste Glied. Also einer wie ich, den man im Notfall aufessen kann.

Denn in den nächsten Tagen wollen wir uns nur von dem ernähren, was Wald und Fluss hergeben. Das ist erstaunlich wenig, wie ich bald feststelle, das Amazonasgebiet ist keine Obstplantage. Und für die angeblich vielen Fische haben wir nicht einmal eine Angel. «Wir bauen Fallen», beruhigt Ney. «Den Rest sammeln wir unterwegs auf.»

Mit zwei Kanus stossen wir vom Steg tiefer in den Amazonasregenwald. Wir paddeln durch Seitenarme, die sich zu Seen weiten, um dann auf ein Gebüsch zuzusteuern, durch das es eigentlich kein Durchkommen gibt. Doch die Paddel biegen die Zweige weg, drücken das scharfkantige Geäst unter der Wasseroberfläche beiseite, und schon ist da wieder ein Flösschen, ein kleiner See.



Freie Fahrt – in die nächste Sackgasse.

Julian Mährlein

Nach Stunden landen wir an. Eine Lichtung, Platz für unsere Hängematten und das Lagerfeuer, mit hohen, dicht stehenden Bäumen drumherum. Das ist gut, wir müssen den Jaguar nicht fürchten. «Der braucht nämlich weite Sicht», erzählt Ney. Dominik ergänzt: «Das Gefährlichste ist sowieso, was man nicht sieht.»

Das Kleinzeug also, das sich unter Laub und Reisig verbirgt. Wir haben die Wahl zwischen giftigen Skorpionen, giftigen Schlangen, giftigen Spinnen und Ameisen mit erbarmungslosen Beissern, die ein gräuliches Gift einspritzen. «Man hat danach 24 Stunden Fieber und furchtbare Schmerzen», sagt Ney. Und bei den Schlangen? «Da haben wir fünf Stunden, um Hilfe zu holen. Egal bei welcher Art.» Für den Notfall trägt Ney eine Rakete mit sich, die per Knall, Rauch und Leuchtkugeln einen Mitarbeiter samt Speedboot aktiviert.

Zuerst also wird gründlich gefegt, danach klopfen wir die Stämme ab, an denen wir unsere Hängematten befestigen wollen. Zum Feuermachen dürfen wir nur Feuerstahl nehmen. Nach einer halben Stunde habe ich zwar eine schöne Brandblase, aber noch keinen Brand. Denn das Holz am Amazonas ist feucht und klamm. «Deswegen heisst er ja Amazo-nass», sagt jemand.



Feuer und Regenwald, eine herausfordernde Kombination.

Julian Mährlein

Die anderen kochen längst ihr Flusswasser ab, bei mir tut sich nicht viel. Dominik erklärt darum, wie man ausserdem an Wasser kommt. Ich grabe also ein Loch, durch die Wände dringt das Flusswasser, am nächsten Morgen wird es klar und rein sein, gefiltert vom Sand. Die anderen helfen beim Buddeln, bald füllt eine trübe Brühe das Loch. Noch ist sie nicht trinkbar, mein Team rettet mich mit seinen Vorräten.

Da wir noch nichts gefangen haben, pulen wir Engerlinge aus morschen Stämmen, graben mit Stöcken nach Würmern. Einige sind so gross wie Weisswürste, nur beweglicher. Roland, unserem Handwerker, geben sie die Kraft, einen Grilltisch aus Bambus und Lianenfasern zu zimmern. Auf ihn werden wir die nächsten Tage unsere Fische legen. Er baut auch gleich noch eine Bank, und wenn wir nicht aufpassen, sagt sein Sohn Pascal, grabe er eine Grube samt Verschalung und stelle eine Lodge hin.

Ich hätte nichts dagegen, die Aussicht auf Nächte in der dünnen Hängematte, umgeben von Riesenschlangen und Kleinvieh mit fragwürdigem Charakter, stimmt nicht fröhlich.

Wenn es ganz still sei, sagt Ney, offenbare der Dschungel seine Geheimnisse. Vielleicht ist dies der Grund, warum der Urwald in der Früh am lautesten ist: Am ersten wie an jedem Morgen meines Amazonastrips werde ich durch eine Kakophonie seltsamster Töne aus unruhigen Träumen gerissen. Da ist dieser Klang eines Flugzeugs, dessen Motor plötzlich stottert. Oder das tiefe Brummen eines Helikopters dicht an meinem Ohr. Weit über mir tuckert jähling ein Kutter los, er muss direkt durch die Wipfel pflügen. Ein trauriger Kutter, ich kann mir nicht helfen. Und schliesslich dieses Surren von irgendwas, einem elektrischen Rasierer?

Ich zurre mein Moskitonetz auf und stecke den Kopf aus der Hängematte. Alles um mich herum schläft, friedlich schaukeln die Schlafkokons zwischen den Stämmen. Nicht einmal, als plötzlich ein Orkan durch die Bäume fegt, stört das jemanden. Dabei ist es total windstill, doch der merkwürdige Sturm heult, als mache jemand einen Soundcheck beim Death-Metal-Konzert.

Stunden später wage ich mich heraus. Die anderen wuseln bereits herum, suchen Holz fürs Feuer, einer schlägt seinen Feuerstahl über den von einer Rinde geschabten Spänen, zwei kommen mit Wasser vom Ufer. Zwischen den Bäumen glitzert der Fluss und erhellt den ewigen Dämmer des Waldes. Es riecht modrig, die kurze Kühle des Morgens ist der klammen Luft gewichen. Es dauert wieder, bis das Holz entfacht ist. Ich strecke die Füsse raus, den Blick auf dem Boden. Alles ruhig dort unten. Ich schüttele die Schuhe aus, checke das Gepäck auf ungebetene Gäste.





Morgenstimmung. Ohne Kaffeemaschine. Und ohne Kaffee.

Julian Märlein

Beim Frühstückskaffee (gehäckselte Rinde) frage ich Ney nach den bemerkenswerten Geräuschen. Der «Helikopter», sagt er, sei sicher ein Kolibri gewesen, die klängen hier so. Der «Rasierer» eines dieser herumschwirrenden mausgrossen Insekten, vor denen ich noch öfter den Kopf einziehen werde. Der «Kutter» könnte ein Tukan gewesen sein, meint Ney, dieses bunte Symbol des Waldes, das wegen seines riesigen Schnabels nicht fliegen kann. Vielleicht klang er deshalb so melancholisch. Dafür weiss Ney genau, worum es sich beim «windstillen Sturm» handelte: um den vereinigten Chor der Brüllaffen. Und das stotternde Flugzeug? «Ach», murmelt Ney beiläufig, «das war der Jaguar. Ich habe ihn auch gehört.»

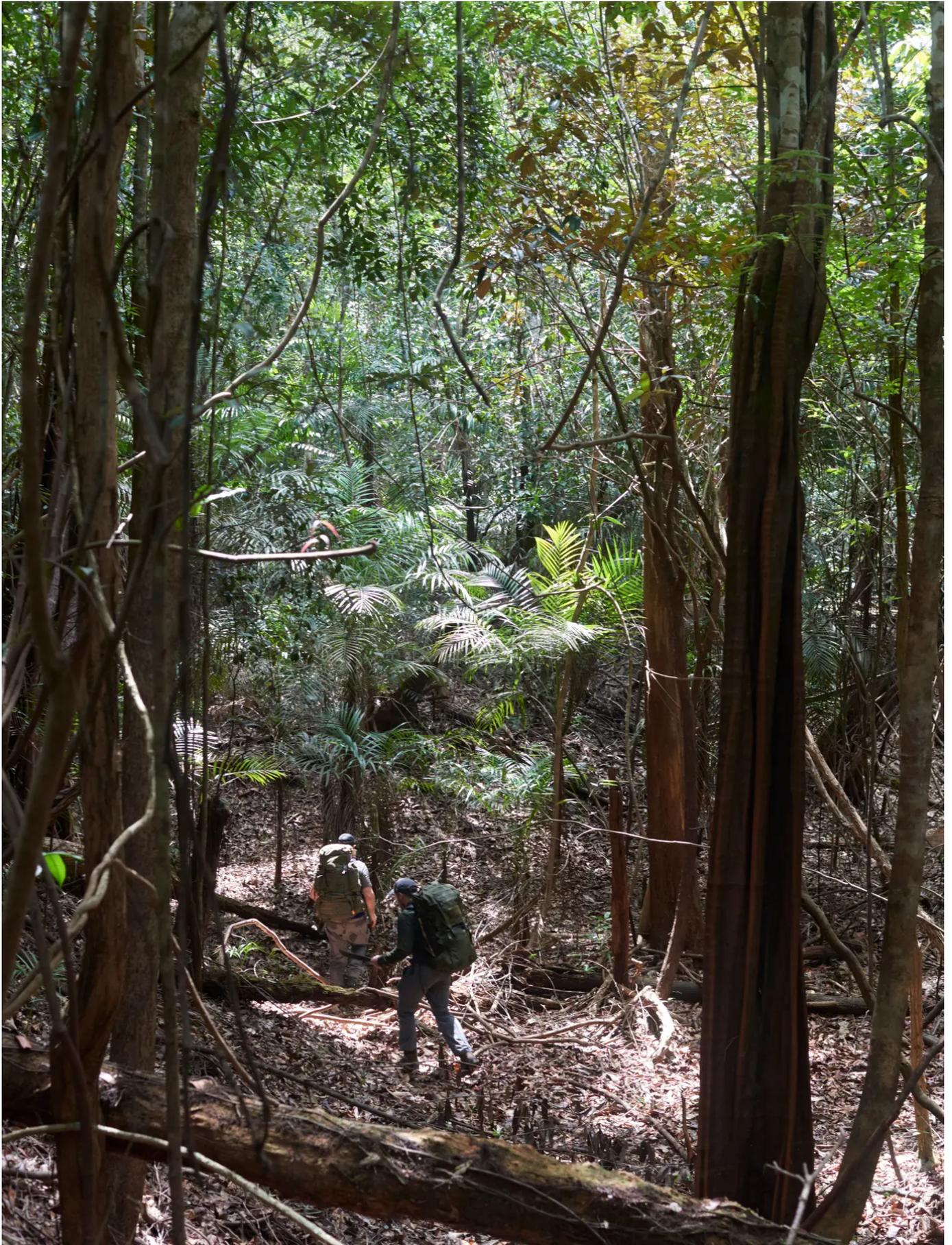
Gut, dass man sich ablenken kann. Mit Fallenbauen, beispielsweise. Ney lehrt uns trickreiche Knoten, mit denen wir Köder an Lianenfasern befestigen. Wir klopfen Spinnen von den Stämmen und binden sie an Holzscheite oder an lange Schnüre. Damit paddeln wir in den nächsten drei Tagen hinaus auf den Fluss. Das heisst, unser Kraftwerk Pascal paddelt, ich schaue meist misstrauisch auf die Wasseroberfläche. Ich kenne inzwischen Neys Geschichte, wie er mit seinem Vater im Boot sass, während sich dicht hinter ihm eine Boa aufrichtete. Ein rascher Gewehrschuss aus der Hüfte rettete ihn.

Ney sieht mehr nach oben. Er fürchtet nicht die Schlangen, er hält Ausschau nach der grössten Gefahr des Urwalds: Totholz, das herabfallen kann. Es hat seinen Vater beim Einbaumbau erschlagen. Immer tiefer gleiten wir ins Dickicht. Ney klopft an die Bäume und Bäumchen, sammelt als Köder auf, was

herunterfällt: Käfer, Spinnen, grüne Früchte.

Ney ist keine Sekunde untätig, er steckt Fasern ein, reißt Rinden ab, alles, was uns so vor den Bug fällt, ist ihm nützlich: olivenähnliche Beeren, die wir für eine Agutifalle brauchen; ein Holzstück, das er zu einem Blasrohr umbauen wird; Rindenstreifen, die eine gute Seife hergeben; kleine Stöckchen für Fallen. Diese Wurzel taugt gegen Diabetes, jene Borke gegen Husten, dieses milchige Harz gegen Durchfall.

Zweige schlagen uns entgegen, wir tragen die Boote über Sandbänke und scharfkantiges Holz, waten durch Schlamm. Dann eine Wand aus Stämmen und Büschen, eine Sackgasse, nein, es geht doch weiter, den Kopf einziehen, die Paddel hoch, wir ziehen uns durchs Gestrüpp. Über uns kreisen die Geier, die Urubus, die diesem Teil des Amazonas seinen Namen gaben. Bei jeder Rückkehr sehen wir ihre Spuren im Camp.



Forsch voran durchs Schattenreich. Nicht im Bild: der Jaguar.

Julian Mährlein

Wir setzen die Kloben mit den Ködern aus, sie werden über Nacht auf dem Fluss treiben. Andere Lianenschnüre binden wir an Äste im Dickicht, die Köder genau auf dem Wasser. Wenig später finden wir tatsächlich die ersten Fische darin. Wir zerschneiden sie und haken blutende Stückchen an Sehnen. Dann werfen wir sie aus. Kurz darauf fange ich meinen ersten Piranha, ein kleines, flinkes Monster, vor dessen Zähnen ich mich in acht nehme – sie können angeblich Finger durchbeissen. Piranhas, so lerne ich, sind Gourmets. Sie nehmen nur blutige Köder.

Auf Rolands Grilltisch stapelt sich jeden Abend die Beute des Tages, darunter ein gigantischer Tigerwels, die Piranhas und Arten, die ich nicht kenne. «Muss du auch nicht», sagt Ney, «sie schmecken alle.» Fisch ist unsere Hauptnahrung, wir essen ihn von aus Blättern gefalteten Tellern. Sie ähneln jenen, die Ney zu Toilettenpapier knickt. Es gehört zu den beeindruckendsten Momenten der Reise, als Ney damit die richtige Handhabung demonstriert.

Dieser überraschende Wald hat dann zur Abwechslung doch noch ein paar Leckereien zu bieten: Amazonasbier etwa. Ney schüttelt eine Wurzel im Kanister, bis es darin schäumt. Tatsächlich schmeckt der Trank bitter, dünnbierartig. Von einem anderen Baum pflückt er ein Ästlein, wir zünden es an und haben eine Urwaldzigarre. Schliesslich pellt Ney etwas «Affensperma» ab. So nennt er Harz, das er in einen ausgehöhlten Stock quetscht. Eine Faser als Docht, angezündet – voilà: Unser Amazonas-Candlelight-Diner kann starten.

Es hätte so weitergehen können. Aber weil wir nach unserem Flugzeugabsturz ja zurück in die Zivilisation müssen, brechen wir das Lager ab und schlagen uns zu Fuss weiter durch den Dschungel. Und dies wortwörtlich, ich lerne,

dass die Machete der beste Freund des Menschen im Urwald ist. Doch die Bäume schlagen zurück, sie hauen mit den Ästen um sich, sie stechen, piksen, schneiden. Jeder Baum hier ist eine Waffe, er hat Dornen, rasiermesserscharfe Blätter, Rinden aus Sandpapier, selbst wenn er harmlos scheint, hat er giftige Stacheln. Die sind dann von den Skorpionen, die auf der Borke hocken.

Ney aber geht fröhlich pfeifend durch dieses Schattenreich. Manchmal röhrt Ney auch, er grunzt, jault oder tiriliert. Und immer antwortet ihm jemand, ein Tukan, ein Brüllaffe, ein Faultier. Am bemerkenswertesten aber ist, wie Ney, am Ufer sitzend, mit seinen Pfiffen eine Seeotter-Familie anlockt. Erst ein paar Meter vor uns bemerken die Tiere den Betrug und fliehen panisch. Kein Zweifel, Ney ist der Dr. Dolittle des Amazonas.

Auch der Piha antwortet ihm, der lauteste Geselle des Dschungels, 120 Dezibel laut kann er zwitschern. Ney schlägt an einen Baum, den er den «Telefonbaum» nennt. Sofort reagiert der Piha. Falls man verloren geht, können Helfer auf diese Art die wesentliche Richtung ihrer Suche bestimmen.

Das waren Neys letzte Worte –mit einem Mal ist er verschwunden. Wir müssen uns allein zurück zum Fluss schlagen, wir kennen nur die grobe Richtung.

Wir folgen den Bächen, die irgendwann dorthin führen müssen, knicken Zweige, um nicht im Kreis zu laufen. Auf einer Lichtung streckt Teufelskerl Roland sein Entermesser weit nach oben und markiert so den Schattenwurf, er muss stets hinter uns sein.

Wir kommen nur langsam voran, eine Viertelstunde brauchen wir allein zum

Überqueren eines kleinen Grabens, wir balancieren über einen Baum, jeden Tritt berechnend. Mathe war noch nie mein Ding – der so sicher wirkende Ast knackt unter mir weg. Scheissurwald! Ganze Bäume sehen aus, als seien sie just gefällt worden. Doch innen sind sie hohl, längst vermodert. Ich liege im Graben und erwarte den Angriff des Jaguars.

Rote, blaue, gelbe Schlangen fliehen vor unseren Tritten, Vogelspinnen hetzen zurück in ihre Höhlen, Wespen greifen an – und dies ist das einzige Mal, dass ich Ney panisch erlebe! Urplötzlich schiesst er aus dem Gebüsch, eine Wolke Wespen um den Kopf. Wir rennen mit, so gut es geht, irgendwann lassen die Wespen von uns ab. Zerkratzt, aber ohne Stich, sind wir entkommen.

«Das hätte schlimm ausgehen können», sagt Ney. «Höllisches Fieber, mindestens.» Dann, abrupt, weitet sich der Blick, es wird heller, wir stossen aus dem Wald. Vor uns der Fluss. Ney zündet eine Rakete, jubelnd begrüßen wir wenig später das Speedboot. Wir haben überlebt.



Ruhe ist im Dschungel meistens die Ruhe vor dem Sturm.

Julian Mährlein

Was bleibt? Stolz, sicher. Wir sind gepaddelt oder gelaufen, bei drückender Luftfeuchtigkeit, über heimtückische Bäume, durch peitschendes Dickicht, schlammigen Grund und ständig umgeben von versteckter Gefahr. Wir haben einander die Wespen aus dem Haar gezupft, die Ameisen aus dem Nacken gepolkt, vor Schlangen gewarnt, über Gräben gehievt, aus Löchern gezogen und im letzten Moment vor schlagenden Ästen bewahrt. Wir haben bittere Früchte geteilt, bittere Blätter, Weisswurstwürmer und den letzten Fisch.

Ach, dankbar bin ich auch: Denn obwohl keiner je den Bauch voll bekam, wurde ich trotzdem nicht verspeist. Kurz, wir wuchsen zu einem Team, mit dem ich liebend gern abstürzen wollte.

Mit der richtigen Vorbereitung ist die grüne Hölle zu meistern

Die grössten Herausforderungen des Amazonas sind das ständige Bewegen in ständiger Feuchtigkeit. «Das kostet Kraft», sagt Dominik Knausenberger von «Lebe die Wildnis». Dazu kommen wenig Sonnenlicht und das viele Grün. «Man fühlt sich gefangen, das schlägt auf die Psyche.»

Nicht zu unterschätzen sind auch die überall lauenden Gefahren, nicht nur durch Tiere und Pflanzen. Auch Entzündungen holt man sich hier sehr schnell.

Dominik: «Die Gefahren sind meistens nicht sofort oder aus der Distanz zu erkennen.» Ein unentbehrlicher Tipp zum Überleben? «Training und gute Ausrüstung sind das A und O. Und man muss an seinen Plan glauben», so Wildnisexperte Knausenberger.

Maik Brandenburg hat einen der im Amazonas geangelten Piranhas zu Hause im Regal. Schön weit oben.

Weiterlesen



NZZAS.CH

Jonathan Franzen: «Europa ist ein schrecklicher Kontinent, ökologisch gesehen»

Der Schriftsteller Jonathan Franzen hält den einseitigen Kampf gegen die Klimaerwärmung für dämlich. Weil es nichts mehr bringe. Besser, man rette, was zu retten ist.

Sacha Batthyany und Carole Koch



NZZAS.CH

Das Amazonas-Gebiet könnte zum Modell für Europas Katholiken werden

Verheiratete Priester, das Diakonat für Frauen - die Vorschläge für Sonderzonen im Amazonasgebiet wecken Hoffnungen bei Europas Katholiken. Der Schritt wäre überfällig.

Adrian Loretan

Nur für Sie

**Butscha und Dostojewski,
oder: Kann die russische
Kultur töten?**

Stanislaw Assejew

Kleider machen Männer

Konstantin Arnold (Text und Bilder)

**Wie
Staa**

Andre

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.